

Du sollst nicht töten

Stefan Blankertz

Du sollst nicht töten

Distopie

edition g.
203



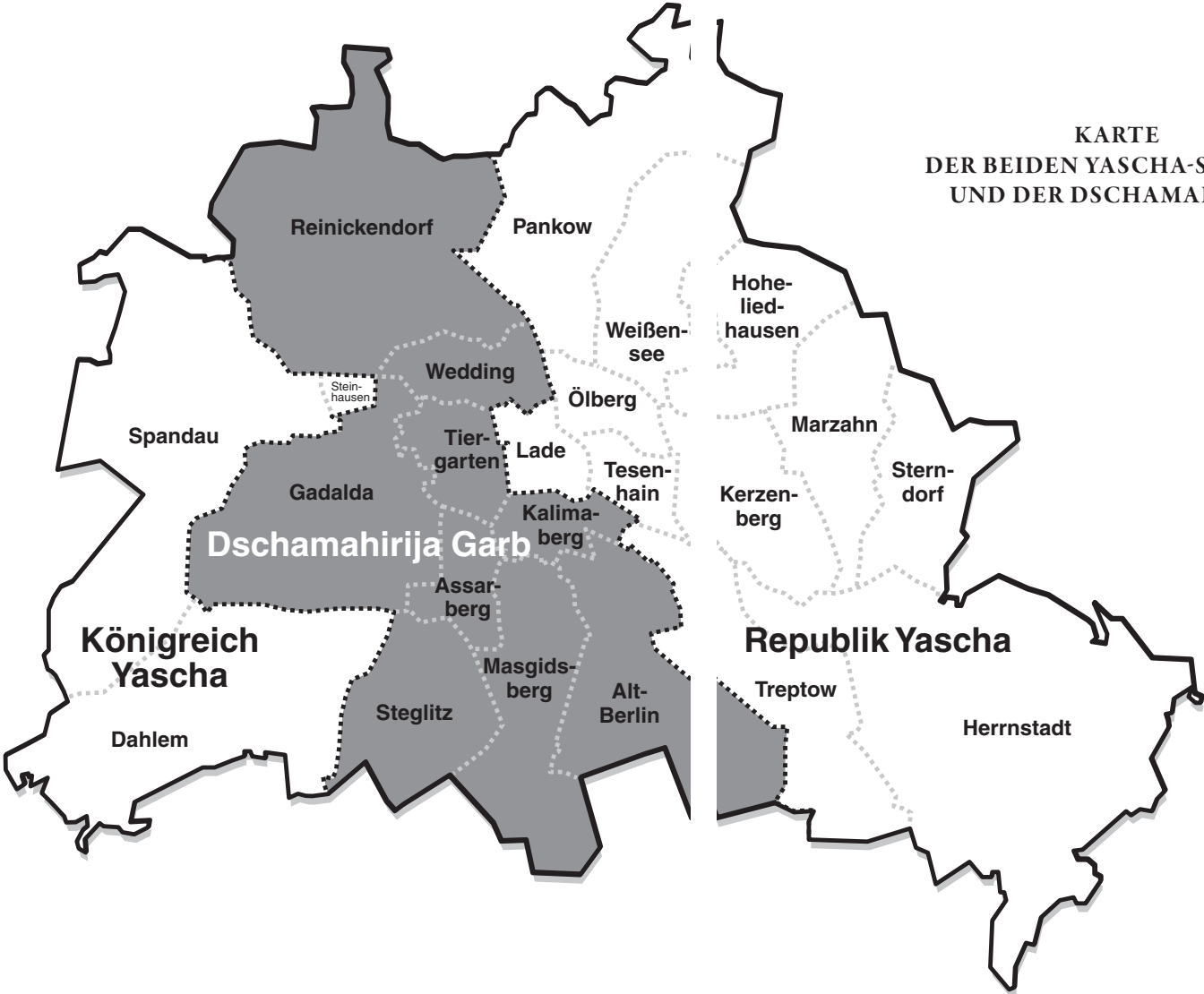
VORBEMERKUNG

Der Roman ist aus gegebenem Anlass und in vorausseilender Treue zur historischen Wahrheit in der von Seiner Heiligkeit, König Bernard Katan, zusammen mit Präsidentin Eva Norep für beide Yascha-Staaten als gültig verabschiedeten, weder radikalen noch in erwartetem Umfang konsequenten Ortografie abgefasst, wie man sie ja im Regelwerk *>Gesunde Rechtschreibung<* nachschlagen kann. Geneigte Leserinnen und Leser werden mühefrei und mit um so mehr Freude die eher geringfügigen Verschiedenheiten von der heute noch üblichen, anakronistischen Ortografie beiläufig bemerken und ohne Schwierigkeiten meistern; die schwierigste Übung könnte die Beobachtung sein, dass die nichtssagende »8« in den geeigneten Wortverbindungen mit Rücksicht auf die Heilige Dreifaltigkeit durch eine »3« ersetzt worden ist. Zudem sei darauf verwiesen, dass der Autor sich die Freiheit zu über die halbherzige Reform hinausgehenden Sprachverreinigungen vorbehält.

Den direkten wie indirekten Zitaten und Bezugnahmen auf die Bibel liegt die von der königreichen Kommission in Abstimmung mit den Experten aus der Republik Yascha erarbeitete Fassung zugrunde: *>Die alle rettende Heilige Schrift in yaschamitisch befreiter, d. h. streng ökumenischer Lesart.<*

ORIGINALAUSGABE
2., durchgesehene Auflage 2015
203 edition g.
Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand
Copyright © 2013, 2015 by Stefan Blankertz
Wollankstraße 133, 13187 Berlin
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-7386-2992-7

KARTE
DER BEIDEN YASCHA-STAATEN
UND DER DSCHAMAHIRIJA



»Politik, machversessen und auf Kalkül geeicht, ist Verfeindungszwang. Erzählung aber erlaubt Versöhnung. ... Erzählte Welt ist bewohnbare Welt, trotz allem.«

SEBASTIAN KLEINSCHMIDT

UND AN WILHELMINA KRISTA

Ein jeder, der versucht wird,
wird von den *eigenen* Begierden
gereizt und gelockt.

|01|

Er suchte nach ihr, die er nicht zu finden hoffte. Würde er sie finden, umarmen und ihr den Bruderkuss aufdrücken, dann hielte er den Beweis in Händen für ihren Verrat an Krista Wilhelmina, deren >jungfräulichem Vater< Otto, Vikaria Frieda, Andrea und all den anderen Jüngern. Er hoffte, sie zu finden. Das macht es mir leichter, dachte er. Felizitas braucht mich. Marko spürte, wie die Wolle des Strumpfs in seinem rechten Schuh ätzende Nässe aufzog. Undreisam war er in eine Pfütze getreten. Der Schlamm spritzte hoch und traf einen in schwarzer Anzughose und weißem Hemd gekleideten Jungen. Marko schätzte ihn um die zehn Jahre; geboren und aufgewachsen im Königreich. Sein Gesicht beherrschte der für die nachwachsende Generation typische Ausdruck gequälter Altklugheit. Aus dem linken Nasenloch quoll eine Blase Rotz, die mit jedem Atemzug pulsierte. Die Wangen des Jungen glänzten fieberfleckig. Der Junge kreischte teatralisch auf und näselt dann etwas von dem Ärger, den er für die dreckige Hose »daheim« bekäme. Im Königreich muss inzwischen ja alles rein sein, dachte Marko

bitter. In der Republik, jenseits des Gürtels der Ungläubigen, ging es seiner, mittlerweile allerdings etliche Jahre zurückliegenden Erinnerung nach lockerer zu. Und die Kinder sahen gesünder aus. Für grünes Gras und saubere Flüsse, für Kinder mit leuchtenden Augen und gesunder Farbe war man bereit gewesen, erinnerte Marko sich wider Willen, leichten Herzens >allen anderen politischen, wirtschaftreichen und technischen Fortschritt zu opfern<. Und was ist daraus geworden? Violettes Wüstengras.

»Entschuldigung«, sagte Marko knapp und unaufrichtig und trug Sorge, aus der Blickweite des Jungen zu geraten. Es war nicht gesund, gesehen zu werden, egal ob von Groß oder Klein. Es war nicht gesund, mit jemandem zu sprechen, egal ob mit Groß oder Klein. Es war gar nichts gesund. Er durfte Bianka nicht finden. Er musste sie suchen. Er fühlte noch das Gift in seinen Blutbahnen toben, das sie ihm gespritzt hatten und ihn, sehr zu ihrer Verwunderung, so wenig wie (seiner unbegründeten, trotzdem burgfesten Hoffnung nach) die anderen brechen konnte. Von >Wahn< sprachen sie, von der >Macht der Verblendung< und des >blinden Gehorsams<. Und gleichwohl räumten sie ihm diese Möglichkeit ein, >die Situation zu überdenken< und vielleicht doch noch >zur Einsicht zu kommen<, >zur Vernunft zu finden<, >bei Gott Zuflucht zu nehmen<. Mit >Gott< beschworen sie freilich ihr unfertiges Bild herauf, dem die fleischgewordene Liebe fehlte, ohne welche die Menschen nie wirkreiche Befreiung erfahren würden. Es war vergeblich, ihnen von jener zu erzählen. Wilhelmina aber hatte ihm, gleich allen anderen Jüngern, durch den Mund der Vikaria aufgetragen, sie zu lieben, die nach ihrem Willen nicht einmal als >Feinde< bezeichnet werden durften. Einst hatte er für sie gekämpft. Es war gesund gewesen. Es war krank gewesen. Sogar das Gift, das sie ihm ins Blut spritzten (die Krista hatte davon gewiss

schon im vorhinein Kenntnis), sollte er ihrem Gebot zu Folge lieben. Und diese überirdische Liebe gab ihm die Kraft, dem Gift in seinen Adern zu widerstehen. Falls es die Liebe sein würde, die ihn den Wortbruch begehen ließe, wusste er, dass Wilhelmina ihn bereits freigesprochen hatte. Schwester Bianka würde auch die Freisprechung von Grünung erteilt worden sein, selbst wenn jener Grund für ihren Verrat aus nichts anderem bestehen sollte, als dass sie ihr eigenes grünreiches Leben liebte. Nein, das Leben im Fleische wollten sie ihnen nicht nehmen, so ungeschickt gingen die neuen Teufel nicht vor. Die Freiheit würden sie ihnen nehmen, jedoch nicht nur die, sondern so viel Gift in sie pumpen, dass ihre Psychen benebelt sind bis zum jüngsten Gericht. An jenem längsten Tag spricht Krista Wilhelmina zur Linken des Herrn, zu dessen Rechten sein Sohn tront, als Liebe über sie das glühende Urteil. Die Strafe aber lautet auf liebende Vergeltung und schickt sie für die Ewigkeit ins Feuer der Scham. >Die Hölle<, hatte die Vikaria mal zu Wilhelminas Jüngern gesagt, >ist nichts anderes als die unendlich flammende Pein der Sünder im Antlitz von Gottes heiliger und gütig immerwährender Liebe. Ihre Reue brennt als Schwefel im feurigen Pfuhl. Denn das Fleisch ist stark wie der Tod und Leidenschaft unwiderstehlich wie die Unterwelt.<

Marko blickte verstohlen hoch zur Überwachungskamera, die ihn nahe der Grenze in barmherziger Dreisamkeit von einem Mast herab ansah. Bin zu dicht am Karmel, dachte Marko, hier sollte ich mich nicht erwischen lassen. Bin ich denn nicht mit allen strategischen und taktischen Wassern getauft? >Getauft< in diesem Zusammenhang zu denken, ist gotteslästerlich. Marko sehnte sich nach der Geborgenheit in der Gemeinschaft der Karmelitinnen. Mit jemand Vertrauenswürdigem sprechen. Keine gab es mehr. Niemand, den sie weiter frei draußen herumlaufen ließen, durfte ihm

als vertrauenswürdig gelten. Marko war alt genug, um noch Erinnerungen an die Zeit zu haben, in der das Ganze hier als Hauptstadt des (seines?) Landes diente. Und daran, wie das Gebiet um den Karmel als >Steinhausen< zum Königreich kam, den Dschamahirijasten mit Beharrlichkeit abgetrotzt von der Äbtissin Frieda. >Sie beten im Prinzip zum gleichen Gott wie wir<, sagte sie, >man kann mit ihnen reden und sich mit ihnen einigen, so der Herr der Heere es will.< Zu den Ungläubigen war sie stets nachsichtig; zu den Gläubigen und psychisch Gesunden dagegen hart gewesen bis zum Anschlag, bevor Wilhelmina sie angerührt hatte. In meiner Psyche sah es bis dato ja auch nicht rosig aus, dachte Marko. Das wollte er nicht denken. Daran wollte er nicht denken. Durch ihr Gift in seinem Blut, das sie >Wahrheitsserum< nannten, wurde seine Psyche dazu verführt, Gedanken zu haben, denen er keine Herberge mehr bieten wollte; eine >königswangere spirituelle Gesundheit der Psyche< heiße etwas anderes.

Als Marko seinen Blick senkte, um gewohnheitsmäßig auf seinem Funker nachzuschauen, ob sich jemand von seinen Freunden in der Nähe aufhielt, spürte er einen überirdisch zarten Hauch.

»Die zu Fleisch werdende Liebe ist mit dir«, sagte eine überirdisch wohlklingende Stimme. Unverkennbar. »Sie tut es sowieso nicht, Bruder.«

Marko hob seinen Blick und erkannte in dem überirdisch milden, ein wenig transparenten Lächeln Wilhelmina. »Sie tut es nicht?«, wiederholte er als Frage, weil (oder möglicherweise *obwohl*) er ihrer hinweisenden Kopfbewegung wegen unmittelbar zu verstehen >glaubte<, dasz die Überwachungskamera gemeint sei.

»Bruder, ich bin bei dir«, sagte die Stimme. Eine Hand strich ihm überirdisch sanft über die Schulter.

»Haben sie dich entlassen?«, sagte Marko. »Wilhelmina, du bist nicht mehr weggeschlossen.«

»Doch ich bin es noch«, sagte Wilhelmina. »Und zugleich bin ich mitten unter euch.«

|02|

Wilhelmina verschwand, wie sie aufgetaucht war, und durch das Funker bekam Marko angezeigt, dasz Bruder Jakob vom Karmel ausgehend sich in seine Richtung bewegte. Marko steckte das Funker in die Hosentasche und querte die Asphaltwüste. Zu anderen Zeiten, die ihm fast so entfernt vorkamen wie das 13. Jahrhundert, war sie mal eine Autobahn gewesen. Jemand im Alter unter 13 oder 14 Jahren wusste gar nicht mehr, welche Aufgabe eigentlich die seltsamen Gestänge des ehemaligen Leitsystems mit den nun schon lange toten >lichtemittierenden Wechselverkehrszeichen< erfüllt hatten. Konnte sich einer erinnern, wenn er 15 war? Unwahrscheinlich. Zwischen den geschäftigen Menschen, gepackten Karren und Verkaufsbuden mit dem mehr oder weniger Lebensnotwendigen schlüpfte Marko hindurch wie die hier und da vereinzelt und herrenfrei umherstreunenden Hunde und machte in den Gesichtern der Mitbürger von Düsternis weggeschlossene Psychen aus; sie warteten auf ihre Rettung, die das Königreich im Namen, aber nicht mehr im Herzen trug.

»Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren; es streit' für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren«, sang eine Gruppe junger Leute mit ungewöhnlich bunter Kleidung im Gegensatz zu den ernsten Mienen. Wie Zinnen widerstanden sie den anbrandenden Massen von anscheinend bloß mit ihren eigenen allklügereichen Sorgen

beschäftigten Marktgängern. »Fragst du, wer der ist? Er heißt König Bernard, der Herr Zebaot, und ist kein anderer Gott, das Feld muss er behalten.« Sie sangen es in einem lebendigen, jedoch experimentell klingenden und gleichsam unberechenbaren Takt, der neben beifälligem, geheimes Einverständnis bedeutenden Nicken auch allerlei Kopfschütteln über die ach so undisziplinierte Jugend bei jenen Mitbürgern hervorrief, die, wie Marko schätzte, fürchteten, dass sittlicher und kultureller Niedergang die spirituelle Gesundheit gefährden würde, die sie mit so viel Leid errungen hatten.

Sollte ich nicht vielmehr bei Felizitas sein, ihr endlich reinen Wein einschenken und mich mit ihr beraten?, dachte Marko. Nein, dann hätte ich nichts mehr zu entscheiden. Sie würde mich in ihrer überirdischen Tapferkeit bedrängen, von ihr abzusehen und standhaft zu sein; dies aber würde ich bei Licht betrachtet nicht wollen. Wenn Wilhelmina die Liebe ist, dann muss ich mich für Felizitas bereit halten. Und die gesehene, gezählte und gemessene Wahrheit verraten, die ihrerseits nichts als die ungefärbte Liebe ist, wenn die Liebe Gottes in Wahrheit erstrahlt? Die Rettung der Seelen aller Menschen, Gläubigen wie Ungläubigen, ausphallen lassen? Wie gebe ich mich der Grüne der Überheblichkeit hin! Von mir hinge doch nichts ab. Eine Krista bedarf in ihrer himmlischen Machtfülle der Unterstützung des »Sünders« nicht! Oder? »Wenn sie nicht die Kraft durch euer Zeugnis erhält«, sagte die Vikaria den Jüngern Wilhelminas, »dann ist auch die Liebe schwach und hilflos.« Auf jeden Einzelnen kommt es an, gerade weil wir noch so wenige sind. Wer wird das Feuer weitertragen?

Das Dröhnen kam dichter, vertraut und dennoch sollte ihm der dumpfe Ton als Angst im Magen rotieren. Marko hörte zwei Quellen für das Dröhnen, aus unterschiedlichen Rich-

tungen schallend, die sich einander näherten. Unwillkürlich reckte er den Hals, obwohl er schon vor dem psychischen Auge hatte, was er da zu sehen kriegte. Auch er war einmal stolz gewesen, mit ihnen fliegen zu dürfen; in anderer Zeit freilich, freilich unter anderen Umständen. Die hellen, mit drei violetten Querlinien gezeichneten Rümpfe der Helikopter stachen scharf vom grauen Himmel ab. Marko zog den Kopf zwischen die Schultern. Er wollte Angst spüren. So mussten die Feinde gefühlt haben, wenn er mit den Hirten die legendären, letztlich siegschwangeren Angriffe flog, um das Land für Seine Heiligkeit, König Bernard Katan, gegen die Dschamahirijasten unter ihrer erzteuflischen Gaddafa Malika Müller zu erringen. Sieg- und doch nicht erfolgreich (vielmehr – in gleichsam kristalichen Klammern gedacht – »königreich«). Als die Rotoren fast aneinander stießen und ihre Rümpfe schaukelnd zum Stillstand kamen, hingen die Helikopter unter der Regenwolke wie Behemote der Lüfte mit ihren kräftigen Lenden und muskulösen Bäuchen. Ihre Schwänze reckten sich wie Zedern und die ehernen Röhren der Kufen sahen aus wie ein Gebein, dessen Fleisch bereits die Verwesung gesehen hat, die das Gebein der Krista, dem Herrn gleich, nicht sehen wird; genau das sagt der Apostel. Zweifelfrei sind auch jene Ungeheuer von Zebaot geschaffen worden und haben von ihm ihre Waffen bekommen. Meinen wir etwa, dachte Marko, sie werden uns lange um Gnade bitten oder uns gesunde Worte geben? Meinen wir etwa, sie werden einen Bund mit uns schließen, dass sie uns für immer zu Diensten sind? Können wir mit ihnen etwa spielen wie mit Vögeln? Auf Erden ist ihresgleichen niemand; sie sind gemacht, ohne Furcht zu sein. Alles, was hoch ist, verdreie sie. Legen wir Hand an sie, werden wir uns stets des Kampfes erinnern und es bei psychischer Gesundheit nicht wieder tun. Krista Wilhelmina, stehe uns bei!

Strickleitern fielen herab und zappelten im Wind. Aus den Bäuchen der Helikopter entwandten sich in bewunderungswürdig muskulösen und aalglaten Bewegungen die Hirten. Ihre Uniformen, Aramidhelme, ja ihre Maschinenpistolen zeigten auf weißem Grund die drei violetten Querlinien für >den Vater, den Sohn und die Heilige Psyche< (deren Verkörperung in der Wilhelmina sie nicht sehen konnten, denn das Licht scheint in der Finsternis und die Finsternis hat's nicht ergriffen). Unmittelbar bei Bodenkontakt setzten die Hirten zum Sturm an. In dunkler Vorahnung hatte sich aus einem Mund, Markos Blick durch die Zeltplane einer Verkaufsbude entzogen, ein ungesunder grüner Schrei gelöst. Marko hörte, dasz flüchtende Schritte auf den Wüstenasfalt klatschten. Sie kamen nicht weit. Denn bald war (aus den Geräuschen zu schließen) die Person, die Marko nach wie vor verborgen blieb, von den Hirten überwältigt.

»Gott mit Ihnen, Bruder. Sie lebt in Schande«, erklärte ihm eine offenbar mit viel Klatsch ausgestattete Frau. War seine Abneigung gegen das Tun der Hirten derart deutreich auf seinem Gesicht oder in seiner Körperhaltung zu erkennen?, beunruhigte sich Marko. Für seinen ihm bewussten Geschmack zeigte das enge und teuflisch kurze rote Kostüm der Frau einen zu üppigen Ausschnitt. Die Strumpfhose ließ sicherlich ungesunde Kühle an ihre Beine, denen der hauchdünne, dunkle Polyamidfaden eine schöne und ebenmäßige Farbe verlieh; und die Absätze der roten Lackschuhe waren um einiges höher, als es die Hirten gern sahen.

»Wer von euch ohne Grün ist, Schwester, werfe den ersten Stein auf sie, was immer ihr angelastet wird.« Ich sollte mich zurückhalten, ermahnte sich Marko. Er unterließ es, sich zu ermahnen, der Frau nicht dorthin glotzen, wo der Ausschnitt freizügig Einblick gewährte, weil er aus persönlichen, durchaus ungesunden Gründen es ablehnte, das zu bemerken.

»Die Hirten machen es aus tief eindringender Liebe zur königreichen Gesundheit ihrer Psyche.« Die Frau seufzte und drehte ihre schön gepolsterte Hüfte in Markos Richtung (seine Sinnesorgane nahmen es auf, seine Psyche schottete seinen Körper aber gerade noch rechtzeitig gegen jede Empfindung aus dem Bereich seiner beschädigten Natur ab; wie das ging, hatte er zur Genüge studiert, Freud sei Dank und Gott sei's geklagt). »Denn der, der da sagte, >gehe hin und grüne nicht wieder<, hat dem Grünen ja keineswegs zugestimmt. Also wird sie von den Hirten nicht verurteilt, vielmehr helfen sie ihr, hinfort ein psychisch gesundes Leben frei von Grünung zu führen.«

»Indem sie ihr grünes Gift spritzen«, sagte Marko, Augen mit unscharfem Blick in die Ferne gerichtet.

»Violettes Gegengift!«, berichtete die Frau und musterte Marko dabei lüstern von oben bis unten und unten bis oben. Er kam nicht umhin, es in einem schnellen Seitenblick zu ergreifen. Die Augen der Frau flackerten in der teigigen Masse ihres Gesichts auf wie Mündungsfeuer aus Gewehrläufen. Verletzung > Panik > Rettung > Befund > Versagung. Im Hintergrund lief die Erinnerung ab, ungebildet bloß noch in Worthülsen abgepackt: Verdrängung imperfekt. Erst die Begegnung mit Wilhelmina hatte in Marko wieder Raum für Sinn erschlossen, Raum, den er mit Felizitas zu füllen vermochte. Gelobt sei die Krista! All die himmelreichen Heerscharen jubilierten dir zu.

Marko war unschlüssig, wie er sich verhalten oder was er auch bloß sagen sollte. Die Frau herauszufordern, wäre die gesunde Antwort. Aufsehen erregenden Ärger konnte er im Augenblick allerdings nicht gebrauchen. Bevor er eine Entscheidung getroffen hatte, erlöste ihn Jakob, den er über die seit undenklichen Zeiten vorläufige Treppe von dem Damm hinunter auf die ehemalige Autobahn schleichen sah. (Der-

artige Nebensächlichkeiten wie solche Treppen zu richten, standen auf der Dringlichkeitsliste der Regierung von König Katan nicht oben an.)

»Ein anderes Mal mehr, Schwester«, nuschelte Marko und lief Jakob entgegen. »Gott mit Ihnen.«

»Die Krista sei mit dir«, begrüßte Jakob ihn leise. Der sonst stets fröhliche und gesundmütige Bär bot stumpfe müde Augen und graue eingefallene Wangen dar. Marko hatte sogar den Eindruck, der Bruder sei geschrumpft. Welchen Eindruck werde ich selber wohl hinterlassen?, dachte Marko.

»Die Krista sei mit dir, Bruder«, antwortete Marko. »Wir sollten nicht lange miteinander sprechen. Zu große Gefahr. Da vorn sind Hirten im Einsatz.«

»Habe ich mitgekriegt. Die fleischgewordene Liebe nehme sich der kranken Psyche der armen Grünlingin an, die sie da erwischt haben. Die Hirten aber sind für die Zeit beschäftigt und abgelenkt, bis sie die schändliche Aktion abgeschlossen haben«, sagte Jakob.

Scheinbar mühelos hievten die Hirten die Person, nur noch schwach Widerstand leistend, in einen der Helikopter, der sich leicht zur linken Seite neigte, nach oben zog und mit engem (und nichtsdestotrotz dschamahirijaschen Luftraum verletzenden) Bogen abdrehte. Die andere >Hornisse< (eine Bezeichnung, die Marko aus Kriegszeiten bewahrt hatte) dagegen fegte dicht über die Dächer der Verkaufsbuden hinweg, eine nachhaltige Mahnung an alle jene hinterlassend, die den Wirbel zu spüren kriegten.

»Wenn ich Schwester Bianka finde«, sagte Marko betrübt von Jakobs krista-ungefälliger Parteinahme für die Hirten und gegen die geschundene verfolgte Person, »bist bald auch du dran. Denn sie kann nur auf freiem Fuß sein, falls sie dir wie uns allen anderen gegenüber den Eid gebrochen hat, um selbst mit heiler Haut davon zu kommen.«

»Du aber hast ihnen noch keine Namen gegeben?« Jakob spreizte die Finger und starrte sie an. »Oder warum läufst du hier herum, ohne behelligt zu werden?«

Jemand, der zur Zeit weiterhin draußen herumläuft, kann ihm nicht mehr als vertrauenswürdig gelten, dachte Marko. Das gilt für Jakob selber jedoch genauso. Marko verzichtete auf einen Gegenangriff, sondern wehrte sich schlapp. »Ich bin auf Bedenkzeit. Bei der psychiatrisch-spirituellen Untersuchung hat Präsidentin Eva Norep weiße Worte für mich eingelegt, alter Zeiten wegen.«

»Kapiere, eine Galgenfrist aufgrund früherer kranker, wenn auch durch Krista bereits vergebener Taten.« Jakob schaute Marko auf abschätzige Art an, die dieser für wenig brüderreich hielt. »Die Wege des höchsten Richters und Lenkers des Schicksals sind so unergründlich wie überraschend.«

Marko beschloss, den indirekten Vorwurf zu überhören, der dem eigenen kranken Gewissen ent-, seiner uneingestanden ungebrochenen Verehrung für Eva aber widersprach. »Wie soll ich vorgehen, Bruder? Du kennst meine Situation ja.« Marko hungerte so nach Gemeinschaft, dasz er allzu bereit war, auch jenen gegenüber seine Psyche zu entblößen, deren Treue noch nicht sichergestellt werden konnte.

Ein verschwommener Blick floss Marko ins Gesicht. Er sah sein Gemüt von Jakobs wässrigen Augen überflutet. Alles aus. Das Feuer erloschen. Jede Hoffnung weggewaschen. Die Gemeinschaft des neuen Glaubens in Auflösung begriffen. Marko spürte, dasz seine auf der stürzenden Seele wie zersetztes Gehölz treibenden Knochen von fauligen Gewässern umspült wurden und ihn schon wieder in die Brandung der Hirten wünschten, in ihre Wucht, in die Naturgewalt jener Äbtissin Frieda, bevor ihr Herz in Wilhelminas glühender Liebe gedämpft worden war. Als man noch mit der Waffe in der erhobenen Faust sich mitreißen lassen durfte vom